



## **Geteilte Wahrheit - Acht Religionen unter einem Dach**

Sehr geehrte Frau Heubeck, lieber Herr Prof. Jörns, liebe Anwesende der Gesellschaft für Glaubensreform

Es freut mich, dass ich bei Ihnen unser Berner Projekt «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen» vorstellen darf. Ich habe den vielleicht etwas provokanten Titel gewählt «Geteilte Wahrheit – Acht Religionen unter einem Dach». Doch vielleicht ist er auf andere Weise provokant als ich dachte.

Was dabei unbestritten ist, ist der Untertitel: in unserem Haus – unter gemeinsamem Dach - sind 8 Religionen. *Besonders* ist unser Projekt, weil bei uns *nicht nur die 3 monotheistischen* Religionen, sondern eben 8 mitmachen und *einzigartig* ist zumindest europaweit, dass diese oder zumindest 5 davon, nicht nur zusammen reden, sondern in unserem Haus feiern, beten, singen: leben. Und das nicht im Sinne eines Religionsmuseums mit historisch eingerichteten Kulträumen, sondern ganz und gar lebendig, laut, vielfältig und in unterschiedlicher Intensität (die Muslime beten fünfmal täglich, die Hindus haben jeden Abend eine Puja, andere treffen sich seltener).

### **Geteilte Wahrheit**

Und um das auch gleich vorweg zu nehmen: Es geht dabei nicht um eine Schweizer Birchermüesli-Religion. Fünf Religionen unter einem Dach bedeutet nicht, dass wir die Religionen mischen oder an einer zukünftigen Metareligion arbeiten würden. Die Gemeinschaften benützen nicht einen gemeinsamen Kult-Raum, schon gar nicht einen christlich offenen. Vielmehr haben sie je ihren

eigenen Tempel, Meditationsraum, ihre Moschee, Kirche oder Dergah, selber ausgebaut und selber für diesen Raum auch ganz verantwortlich. Insofern, und damit nehme ich Bezug auf die freundliche Ankündigung von Herrn Jörns, schaffen wir den Wahrheitsanspruch nicht ab. Und das mag Sie vielleicht enttäuschen. Zentral für das Zusammenleben ist, dass die verschiedenen Religionen sich auf Augenhöhe begegnen, einander nicht missionieren wollen, aber in der je Andersartigkeit respektieren und – das ist ganz wichtig: eine offene Gastfreundschaft pflegen.

Wenn Sie nun nach einem theoretischen Überbau fragen, orientieren wir uns wohl implizit am ehesten Modell der «Erinnerungsgemeinschaften» (Community of Memory nach dem amerikanischen Soziologen Robert Bellah), wie es Hartmut Haas in den Neuen Wegen (6/2016) kürzlich überzeugend formuliert hat. Dieser Ansatz eröffnet einen vielfältigen Zugang zu Religions- und Konfessionsgruppen. Dabei geht es nicht um ein einziges Prinzip der Wahrheit oder des rationalen, aufgeklärten Denkens, sondern vielmehr um den Horizont unserer eigenen Erkenntnis, um all das Gefühlte und Gespürte seit unseren frühen Kindheitstagen, um Rhythmen und Rituale, Feste und Feiern, die unser Leben prägten, das Wissen um einem ganz bestimmten, unverwechselbaren Kontext von Menschen, Weisheiten und gemeinschaftlicher Erfahrung (vgl. ebd.13). Um das Modell nicht allein auf Erinnerung und Vergangenheit zu fixieren, sondern auch die Gegenwart und die Aufgaben der Zukunft in den Blick zu bekommen, erweitert Hartmut Haas den Ansatz für unser lebendiges Haus der Religionen auf ein «Modell der Zugehörigkeit». Das Mysterium der eigenen Gotteserkenntnis hat in den Räumen dieser Erinnerungsgemeinschaften seinen Platz, und ganz klar wird dabei auch nötig, dass jede «Gemeinschaft dabei die für sie bestimmenden Unterscheidungen oder Gegensätzlichkeiten zu anderen Religionen und Weltanschauungen beschreibt und definiert» (ebd. 14).

Gerade für Migrationsgemeinschaften wird der grosse Wert eines solchen Orts der Zugehörigkeit tagtäglich deutlich und unterstützt die Integration in der fremden Schweiz. So habe ich eine der hinduistischen Priesterinnen, Mala Jeyakumar, gefragt, was ihr der Tempel bedeutet. Ihre Antwort ist mir unvergesslich: «Der Tempel ist für mich Heimat. Hier kann ich in meiner Muttersprache reden, treffen Menschen aus meiner Heimat; ich darf ohne Besteck essen, darf statt Jeans meinen Sari tragen und meine Religion

ausüben». Religion ist ein Teil dessen, was die Zugehörigkeit ausmacht. Allerdings wird in unserem Haus auch klar, dass auch ein «Modellen der Zugehörigkeit» die Realität der anderen Zugehörigkeiten und Wahrheitsansprüche zu verleugnen. Uns ist ganz wichtig, weder in einen Relativismus abzurutschen noch sich in Fundamentalismus zu flüchten.

In der systematischen Theologie formuliert der Ansatz einer «Komperativen Theologie» (etwa von Reinhold Bernhard oder Klaus von Stosch) unser Anliegen am treffendsten, weil er denkerisch ausgeht vom Dilemma zwischen eigener Glaubensgewissheit und der Realität anderer Wahrheitsansprüche. Klaus von Stosch nennt als ersten Grundsatz des interreligiösen Dialogs: «den eigenen Wahrheitsansprüchen treu sein» und aus der eigenen Glaubensstradition heraus zu argumentieren. Dabei aber eine Haltung der Demut zu entwickeln im Gegenüber mit andern Glaubensansprüchen. Eine Demut, die um die Beschränktheit der eigenen Erkenntnissituation weiss. Ist uns doch allen – vielleicht auch nur implizit – klar, dass all unsere Erkenntnis sich auf die vorletzte Wahrheit bezieht. Gott ist letztlich ein Geheimnis, “deus semper maior”, Gott ist grosser als all unser Verstehen. Oder in der Argumentation unseres Hindupriesters, all die Götterstatuen im Tempel, all die Farben und Gerüche, Zeremonien und Geschichten, sind “Kindergarten”, sind für uns Menschen. Letztlich steht hinter allem eine einzige universale Energiequelle.

Mit dieser Gelassenheit im Hintergrund wird es nun interessant, sich dem einzelnen Phänomen in seiner Vielfarbigkeit und auch Widersprüchlichkeit zuzuwenden. Ein zentraler methodischer Grundsatz der komperativen Theologie lautet denn auch: Die Komperative Theologie ist wesentlich charakterisiert durch ihre mikrologische Vorgehensweise bzw. durch ihre Hinwendung zum Einzelfall» (von Stosch im Sammelband «Komperative Theologie», S.20)- und das ist insofern aufregend als wir genau dies tun in unserem Haus. Unser Dialog ist im Wesentlichen Ein Dialog des Alltags, ein Dialog, der sich am Einzelfall des konkreten Zusammenlebens entzündet und je nachdem zu Auseinandersetzungen Überlegungen zu grundsätzlichen Reflexionen führt. Insofern ist unsere Stärke die Konkretion. Aus diesem Grunde werde ich nun die Frage nach einer geteilter Wahrheit an ein paar Fallbeispielen aus unserem konkreten Alltag entwickeln und Sie werden dabei etwas von unserem «Labor des Zusammenlebens» erfahren.

Doch der Reihe nach. Nicht alle kennen unser Projekt vielleicht ganz genau, daher zunächst ein paar kurze Eckdaten zur Geschichte.



## **Das Projekt**

Unser Projekt in Bern ist seit Dezember 2014 in Betrieb, also noch ziemlich neu. Allerdings ist es natürlich nicht einfach vom Himmel gefallen. Die Vorgeschichte war lang und zum Teil beschwerlich. Die ältesten Wurzeln reichen ins Jahr 1993 zurück als in Bern ein Runder Tisch der Religionen begründet wurde und zwar von einem evangelischen Pfarrer, einem katholischen Theologen und einem Rabbiner. Diese drei fragten weitere Interessierte an, nicht die Präsidenten oder Repräsentanten, sondern interessierte Delegierte von verschiedenen Glaubensgemeinschaften. Das Prinzip von Botton up stand am Anfang unseres Projekts.

1998 wurde eine städtebauliche Studie in Auftrag gegeben, die Bern West aufwerten sollte. Der Designer und Kulturvermittler Christian Jaquet unternahm es, diesen Teil von Bern zu untersuchen und Massnahmen zu präsentieren. Er beobachtete, dass in Bern West viele Leute aus unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Religionen leben und ausser Kellerräumen und Industriebrachen keine würdigen Orte haben, sich zu treffen. Seine Empfehlung: ein «Haus der Religionen & Kulturen» zu schaffen. Soweit so gut. Spannend war nun, dass der Runde Tisch diese Idee aufnahm.

Und noch spannender, dass an dieser Sitzung im November 2000 ausgerechnet der Herrnhuter Pfarrer Hartmut Haas erstmals anwesend war. Geprägt von fünf Jahren in Israel-Palästina war er beseelt vom Traum, etwas für den Frieden der Religionen zu tun. Er übernahm die Aufgabe und seine Kirche stellte ihn grosszügig für zehn Jahre vom Pfarramt frei zur Realisierung des Projekts. Viele Fragen mussten nun geklärt und Strukturen geschaffen und vor allem Geld beschaffen werden.

Als zentrale Prinzip kristallisierte sich heraus, «botton up» zu arbeiten, also etwa, dass diejenigen Religionsgemeinschaften beim Projekt mitmachten, die dringend Raum brauchten und auch am Dialog interessiert waren.

Zudem war für Hartmut Haas wichtig, das Projekt zu leben, egal ob je realisierbar würde. Dies wurde möglich dank Provisorien, die die Stadt Bern für gewisse Zeit zur Verfügung stellte, und die erlaubten, das Zusammenleben in oft beengten Verhältnissen einzuüben.

Lange war offen, ob das Ziel sein würde, eine bestehende Immobilie umzunützen oder ein neues Haus zu bauen, ob man in der Art einer Stadtakademie mehr in der Innenstadt suchen sollte oder eher eine Art «Aldi-Halle» favorisieren wollte, eine Halle am Rand der Stadt, die offen wäre für Vergrösserung, Veränderung und auch für Versetzung der Innenwände je nach Bedarf.

Schliesslich bot die Stadt Bern einen Unort am Tor zum Westen an, der nach einer Kleinindustrie «Gangloff Areal» genannt wurde. Diese Brache war zwar schon seit 1989 als kantonaler Entwicklungsschwerpunkt definiert worden und sollte die städtebauliche Wunde zwischen der Innenstadt und den Westquartieren Berns schliessen; aber seither war jahrelang nichts passiert in dieser Richtung. Für das Projekt Haus der Religionen war der Standort perfekt, nur leider eine Schuhnummer zu gross.

Die Idee einer «Mantelnützung» brachte eine Realisierung in Griffnähen. Nach Art von Sportstadien sollten Wohnungen und Geschäfte innerhalb des Gebäudekomplexes auch das Haus der Religionen mitfinanzieren. Was eine rein finanzielle Lösungs-Idee war, entpuppte sich seither als wunderbare Wendung. Denn das Zusammen-Funktionieren mit Lebensmittelläden und 88 Wohnungen garantiert dem Haus der Religionen, nicht eine zu einer Insel der Seligen zu werden, einem utopischen Ort gleichgesinnter Idealisten. Wir finden uns mit unserem Projekt mitten in einem neuen Zentrum, einem Ort der städtischen

Lebendigkeit mit Einkaufsmöglichkeiten, einer Pizzeria und einem Cafe zum Verweilen, der mit einer Tram- und zwei S-Bahnstationen auch noch bestmöglich erschlossen ist.

Die Fragen der Religionen und Weltanschauungen stellen sich ganz konkret in diesem Umfeld. So stellt etwa die Lokalisierung von «Denner», dem Geschäft für den billigen Alkohol, das direkt neben der Moschee gelegen ist, eine tägliche Herausforderung dar für Muslime dar, die keinen Alkohol trinken. Aber damit bin ich bei den Fallbeispielen aus unserem Zusammenleben am Europaplatz:



## **Fallbeispiele:**

### **1. Gemeinsame Wahrheit: das Beispiel vom Schuhe ausziehen.**

Bevor wir von geteilter Wahrheit sprechen, gibt es die Erfahrung, dass das Zusammenleben oder Funktionieren in einem Haus manchmal Parallelen zwischen den Religionen viel bewusster macht. So ging es mir mit dem Thema vom Schuhe ausziehen.

Das verlangen nicht alle Religionen, aber in unserem Haus gilt diese Regel für den Hindutempel, die Moschee, den inneren Teil des buddhistischen Zentrums



und für den äthiopischen Gottesdienst. Sie merken, ich formuliere unterschiedlich!

Bei Hindus und Moslems gilt das Gebot, sobald man den Kultraum betritt.



Die Buddhisten sind die einzigen, die ihren Raum in Sektoren aufgeteilt und durch Schiebetüren abteilbar gebaut haben. Sie erinnern sich, jede Religionsgemeinschaft war ganz selbstständig für den Innenausbau verantwortlich. Entsprechend unterschiedlich sind die Lösungen ausgefallen. Bei den Äthiopiern ist es speziell, weil sie keine ganz eigene Kirche haben, sondern die Kirche im Haus der Religionen mit 7 andern christlichen Konfessionen teilen. Daher ihnen gilt das Schuhverbot nur wenn und solange die Äthiopier feiern. Ansonsten darf jeder mit den Schuhen den Raum

betreten. Das muss man auch erst aushalten, dass die eigene Wahrheit nur zeitlich begrenzt gilt!

Doch auch für die andern ist es nicht immer so einfach. Wir kommen doch noch zur getrennten Wahrheit. Die Begründungen für das Schuhverbot ist nämlich unterschiedlich. Für die Hindus ist die Begründung für das Schuheausziehen zuallererst spiritueller Natur. Wenn ich vor Gott trete, ziehe ich die Schuhe aus. So kennen wir es doch von Mose, der nach Ex 3 vor dem brennenden Dornbusch von Gott aufgefordert wurde, die Schuhe auszuziehen. V.4«Gott rief ihn aus dem Dornbusch und sprach: Mose! Mose! Und er sprach: hier bin ich». V5. Und er sprach: Komm nicht näher. Nimm deine Sandalen von den Füßen, denn der Ort, wo du stehst ist ein heiliger Ort».

Man würde erwarten, dass es für die Muslime gleich ist, doch interessanter Weise begründet der Imam das Verbot der Schuhe viel mehr mit Hygiene und dem Gebet auf den Knien und mit der Stirn auf dem Teppich.

Diese Erwähnung erscheint Ihnen vielleicht spitzfindig, hat aber konkrete Konsequenzen, etwa indem eine Peron im Rollstuhl (zB bei einer Führung) unterschiedlich behandelt wird im Hindutempel oder der Moschee.





Die Hindus sagen, diese Person soll im Rollstuhl die Schuhe ausziehen, darf aber mit dem Rollstuhl in den Tempel gefahren werden. Die Muslime aber sagen, der schmutzige Strassenrollstuhl darf wie Strassenschuhe nicht in die Moschee hinein.

Und gelegentlich kann es dann auch anhand der Schuhe zu einem kleinen Eclat kommen. So geschehen am Bernfest Ende August dieses Jahres. Als Beitrag zum Fest haben wir einen Tag der offenen Tür offeriert, das heisst und unsere grossen Festtüren geöffnet, die Türen, die von den Religionsräumen zur Mitte, dem Dialogteil führen und nur von innen geöffnet werden können. So konnte man direkt vom Hindutempel über die mittlere Halle des Restaurants zur Moschee hinüber sehen. Das brachte praktisch denkende Leute darauf, ihre Schuhe vor dem Hindutempel auszuziehen, den Tempel zu besichtigen und dann gleich in den Socken durchs Restaurant zur Moschee hinüber zu gehen. So ersparten sie sich mehrfaches Schuhe an- und ausziehen.

Doch sie hatten nicht damit gerechnet, dass sie damit die Moslems zutiefst verletzten, denn sie brachten an ihren Socken den Schmutz vom Hindutempel, wo auch am Boden gegessen wurde und vom Restaurant wo es an diesem Tag hoch herging - direkt in die Moschee. Für ein nächstes Fest müssen wir uns daher etwas einfallen lassen, um das Problem von Schuhen und Socken zu lösen, etwa Filzpantoffeln für den Dialogteil oder Plastikübersocken...

## **2. Strittige Wahrheit: Bundeslade**

Beim Zusammenleben kommen manchmal auch unerwartete, neue und auch strittige Themen an die Oberfläche.

So kam ich beim beim Packen für den Einzug ins neue Haus ins Gespräch mit einem äthiopisch-orthodoxen Christen, Christian Kinfe. Aus irgend einem Grund kamen auf das Thema der Bundeslade zu sprechen. Er sagte, sie hätten die Lade seit 3000 Jahren in seiner Heimat, Äthiopien und in der neuen Kirche am Europaplatz dann eine Kopie im Allerheiligsten. Darauf ich: das kann doch nicht sein. Vor 3000 Jahren baute König Salomon erst den Tempel, in den nach biblischen Zeugnissen die Bundeslade – unterwegs auf der Wüstenwanderung mit dem Volk Israel – überführt wurde. Wir gerieten in eine wilde Debatte und beim gemeinsamen Mittagessen diskutierten und stritten alle andern Packhelfer auch mit. Es war so spannend und ungelöst,

dass mir das Thema nicht mehr aus dem Kopf ging. Umso mehr als die Äthiopier mich zu ihrem Fest des Heiligen Tekle Haimanot einluden, um einem eine Bundesladenprozession zu erleben.



Speziell war das Datum: Die Nacht auf Sonntag 24. Mai 2015. Das war, wie sich nach einem Blick in die Agenda zeigte, auch Pfingstsonntag und das jüdische Schawuot, also das Fest der Gabe der Tora. Die Entdeckung war so aufregend, dass wir beschlossen, rund um die Bundesladenprozession eine Veranstaltungsreihe zu bauen mit einem Vortrag aus bibelwissenschaftlicher Perspektive von Walter Dietrich, Exodus und Bundeslade mit Jan Assmann und dann einer äthiopisch-jüdische Begegnung zum Thema Bundeslade. Dieser Abend war ausserordentlich.

Aus äthiopischer Sicht wurde ganz klar vermittelt, dass die Lade schon sehr früh nach Äthiopien gekommen sei. Nach ihrer Tradition hatten die in der Bibel (1.König 10) erwähnte Königin von Saba und König Salomon nicht nur eine Handels- sondern auch eine Liebesbeziehung, aus der der gemeinsame Sohn Menelik entsprang. In Äthiopien aufgewachsen, wollte dieser seinen Vater kennenlernen und reiste nach Juda. Da es nicht am Hof nicht harmonisch klappte, Salomon vielmehr Menelik seinen anderen, später geborenen Söhnen vorzog und damit Eifersucht schürte, musste der Äthiopier, wieder abreisen. Unter andern begleitete ihn der erstgeborene Sohn des Hohepriesters, der bei

Nacht und Nebel die Bundeslade mitgehen liess und durch eine Replik ersetzte. Die Bundesladetradition ist in Äthiopien sehr alt und im äthiopischen Nationalepos, dem Kebra Negast im 13. Jahrhundert schriftlich fixiert. Demnach befindet sich die ursprüngliche Lade heute in Aksum, der heiligen Stadt Äthiopiens. Und zwar wird sie in der Kirche der Heiligen Maria von Zion aufbewahrt und von einem Mönch ständig bewacht. Daher ist es für uns alle unmöglich, zu prüfen, ob die Lade sich tatsächlich dort befindet und wie sie aussieht.

An unserem Abend im Haus der Religionen war auch ein biblischer Archäologe dabei, Florian Lippke: Er bestätigte, dass in der Bibel die Bundeslade mehr als 200 Mal erwähnt wird, sie aber nach dem Tempelbau tatsächlich nichts mehr über die Lade berichtet. Zumindest seit dem babylonischen Exil ist sie verschollen. Oder in den Worten von Graham Hancock herrscht darüber geradezu ein «ohrenbetäubendes Schwiegen».

Florian Lippke meinte zwar, dass historisch gesehen die höchste Wahrscheinlichkeit besteht, dass die Lade nach Mesopotamien deportiert wurde. Da wir aber auch von jüdisch/israelitischen Propheten erfahren, die nach Ägypten aufgebrochen sind – liess er die Möglichkeit offen: warum dann nicht auch die Lade? Eine Lade könnte auch im Tempel von Elephantine gelagert worden sein. Oder aber DIE Lade hat eine Südreise gemacht..... Aber das wissen wir nicht.

Gegen Ende des Abends stand die Äthiopierin Zufan auf und fragte unvermittelt: «Warum glaubt ihr nicht, dass wir die Lade in Äthiopien haben?» Nach einem Moment des betretenen Schweigens antwortete der Vertreter der jüdischen Gemeinde, Henri Mugier: Die äthiopischen Juden (Falaschen) glauben das ohnehin. Und wir andern hängen nicht mehr an den Tafeln, für uns ist die Thora heilig. «Ihr dürft die Bundeslade behalten!»

### **3. Inner-religiöse Wahrheit!**

Immer wieder höre ich im Haus den Sie vielleicht überraschenden Ausspruch, dass der interreligiöse Dialog viel einfacher sei als der intrareligiöse. David Leutwyler (Geschäftsführer) hat es in Bezug auf die verschiedenen Gruppen und Untergruppierungen innerhalb einer Religionsgemeinschaft kürzlich auf den Nenner gebracht:

«Dass die Fremden fremd sind, ist logisch. Aber das die Eigenen manchmal so fremd sind, das ist die grössere Herausforderung».

Davon können die Christen im HdR ein Liedchen singen. Dort sind es ja acht Konfessionen, die sich einen Kirchenraum teilen. Etwa für die Äthiopier interessieren sich die andern Christen erstaunlich wenig. Und doch ist gerade in Bezug auf den innerreligiösen Dialog in den letzten Wochen einiges Spannendes passiert. Das nächste Beispiel handelt vom innermuslimischen Dialog.

Neu ist in unserem Verein eine deutschsprachig-schiitische Gemeinschaft, Ahl al Bayt Schweiz, mit dabei. Diese sind auf uns zugekommen und machten den Vorschlag, eine Aschura-Veranstaltung mit uns für ein breiteres Publikum durchzuführen. Sie wollten über die tragische Schlacht von Kerbela aus schiitischer Sicht zu sprechen und Trauerlieder vom Märtyrertod des Imam Hüseyin vorzutragen. Während die Schiiten zu dieser Zeit während zehn Tagen trauern, feiern die Sunniten (unsere Moschee) ganz anders, verteilen Süssigkeiten und erinnern sich an Aschura daran, dass der Profet Mose an diesem Tag, dem 10 des Monats Muharram, das Schilfmeer durchquert hat, Hiobs Wunden geheilt wurden und Noas Arche nach der Flut auf dem Berg Cudi gestrandet ist; lauter positive Dinge also.

Anfänglich wollten die Schiiten und die sunnitischen Gemeinschaft und ihren Imam zu ihrem Trauer-Abend einzuladen und Aschura aus unterschiedlicher Perspektive zu diskutieren. Da aber gerade dieses Datum für die Trennung der beiden Glaubensrichtungen steht, war die zu erwartenden jahrhundertalte Kontroverse dann doch zu schwierig für eine erste Begegnung. Zumindest aber wurde der sunnitische Imam eingeladen; allerdings nur als Ehrengast - ohne Redezeit.

Schliesslich fand am 5. Oktober 2016 der Abend statt; sehr viele Schiiten fanden sich ein. Scheich Amir Nadji aus Berlin sprach über Aschura und den Märtyrertod von Imam Husain. Lieder in arabischer Intonation folgten auf Deutsch. Auch Imam Memeti von der hauseigenen Moschee war anwesend. Und am Schluss wurde er unvermittelt gefragt, ob er etwas sagen möchte.

Er ging nach vorne und uns blieb der Atem weg. Was kommt jetzt? Er lobte den Ansatz, das schiitisch-sunnitische Gespräch zu suchen. Und zur allseitigen Verblüffung bot er an, selber bei einem solchen Dialog mitzuwirken. Er



steigerte sich zu einem glühenden Plädoyer für einen innermuslimischen Dialog. In diesem Moment wuchs der Imam über sich hinaus und beschritt eine wirklich neue Dimension. Kann doch geteilte Wahrheit manchmal innerreligiös besonders schmerzhaft sein.



Angesichts dieser und anderer Erfahrungen fragen wir uns jetzt im Nachhinein, ob es vielleicht gerade eine Chance der Diaspora sein könnte, in einer Minderheitensituation, wo theologischen Fragen nicht mit Politik und Macht vermischt sind, Differenzen auf eine neue und zukunftsweisende Art auszukutieren.

#### **4. Zum Schluss**

Unser Haus ist natürlich keine Insel, sondern mitten in der Stadt, in Bern. Insofern geht es auch nicht nur um Wahrheitsfragen im Haus. Immer wieder gilt es auch Lösungen finden mit der säkularen Umwelt. So insbesondere für die Hindus.



Bei ihrem Jahresfest mit der Wagenprozession haben sie ein besonderes Problem. Der Götterwagen sollte nämlich in einer Prozession um den ganzen Tempel gezogen werden. Dazu kommen unterdessen über 4000 Hindus aus der ganzen Schweiz. Problem: das Haus steht am Bahntrasse, unmöglich da einen Wagen an der Rückseite entlang zu ziehen. Doch die Leitenden des Saivanikoodam Tempelvereins fanden eine kreative Lösung: die Zulieferrampe der Lebensmittelläden Coop und Denner. Die Hindus müssen ihr Fest bei den Grossisten nur etwas vorher avisieren, damit am entscheidenden Tag keine Lieferwagen den Weg versperren.

Soweit so gut im vergangenen Jahr. Aber am erwähnten Bernfest 2016 kam zu einer zusätzlichen Schwierigkeit: das Jahresfest war genau an dem Samstag, an dem auch das Bernfest stieg und der Platz um unser Haus wurde zur Festzone erklärt. Nebst einer Bühnen konnten alle möglichen Anbieter dort eine Stadtplatz erwerben. So war die Rampe zwar frei, aber danach der Platz laut und voll. Die Stadt zeigte sich allerdings sehr kooperativ und man fand es im Rahmen kultureller Vielfalt in Ordnung, wenn der Umzug der Hindus durch diesen Platz ziehen würde.

Doch kurz bevor der Umzug startete ging Sasikumar Tharmalingam, der Hauptpriester, nochmals schauen, ob tatsächlich eine Schneise zu finden sei.

Das war der Fall, als extrem problematisch erwies sich dagegen, dass der Platz voll war mit Gerüchen nach Bratwurst, Schnitzel und andern Fleischen. Für die streng vegetarischen Hindus war es ein Affront gegenüber den Göttern, mit ihnen durch diese Fleischparadiese zu ziehen.

Der Priester wollte den Umzug absagen und nur eine kleine Runde innerhalb des Tempels machen. Doch seine Kollegen überredeten ihn, nicht klein beizugeben, sondern sich auf die Umwelt einzulassen, in der sie in der Schweiz eben leben. So beschlossen sie, für den Abschnitt auf dem Platz einen ganz engen Spalier an Menschen aufzustellen, die alle mit Räucherstäbchen in der Hand, Wohlgerüche verbreiten und die Götter möglichst schnell über diesen Platz zu ziehen.

Aus meiner Sicht ein schönes Beispiel für klare eigene Identität, aber auch Biagsamkeit und Anpassung an die Umwelt sowie unkonventionelle Ideen, um die religiösen Probleme einvernehmlich zu lösen.

In vielerlei Weise ist uns dies in den letzten bald zwei Jahren immer wieder gelungen und ich hoffe, dass uns die Wahrheits- und Traditionsfragen, weiterhin umtreiben und herausfordern, aber vor allem auch unsere Kreativität ansprechen und wir somit noch viele kleine Alltags- wie grosse Lebensfragen miteinander lösen können.

----- Danke für ihre Aufmerksamkeit.

Brigitta Rotach, Hofgeismar 22.10.2016 / Zürich 7.11.2016